

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 54.

Berlin, Dienstag den 6. Mai

1845.

Die Psychologie des Auslandes.

Während in den übrigen wissenschaftlichen Gebieten die Forscher aller Völker ununterbrochen einander fördernd zusammenarbeiten, und eine Entdeckung, welche in dem einen Lande gemacht worden ist, nicht selten schon nach wenigen Monaten in einem weit davon entfernten forgesetzt oder für die Praxis ausgebeutet wird: so zeigt sich uns in Betreff des philosophischen Denkens schon seit längerer Zeit eine für sein wahres Fortschreiten gewiß sehr nachtheilige Verschiedenheit, welche namentlich zwischen uns Deutschen und den übrigen Völkern seit der Kantischen Epoche beinahe zu einer völligen Isolirung geworden ist. Die Franzosen sind die Einzigen, welche angestrenzte und stetige Versuche gemacht haben, sich die deutschen Speculationen anzueignen; aber selbst bei ihnen (wie man bei unbefangener Betrachtung nicht verkennen kann) haben dieselben nur sehr schwache Wurzeln geschlagen. Indem man sie mit den radikal entgegengesetzten Lehren der Schottischen Schule efflektisch verschmelzen wollte, haben beide nur zu einer höchst kümmerlichen und unerfreulichen Existenz gelangen können. In England sind vollends, ungeachtet der so nahen Verwandtschaft der geistigen Grundorganisation mit der unsrigen, und obgleich es auch hier nicht an einzelnen Anstrengungen für eine Uebertragung dieser Speculationen gefehlt hat, alle darauf gewandten Bemühungen entschieden gescheitert.

Diese Thatsachen sind namentlich in einer Beziehung betrübend, welche man noch nicht genügend beachtet hat. Sie liefern einen indirekten Beweis, wie wenig die Philosophie bisher noch zur Allgemeingültigkeit ausgebildet worden ist. Es ist gewiß eine ungerechte Anklage, die man neuerlich so oft gegen unsere Zeit erhoben hat, daß sie ausschließlich auf das Materielle gespannt sey. Wie ausgebreitet, wie rege die Theilnahme auch für das Geistige ist, sobald sich irgend ein Interesse in einem ausgebreiteteren Umkreise als ein derselben würdiges herausstellt, davon liegen unzählige Zeugnisse vor, namentlich noch wieder in der neuesten Zeit in der warmen Theilnahme an den christlich-katholischen Angelegenheiten. Und Dasselbe hat sich selbst bei Demjenigen, was, als die höchste Blüthe der geistigen Entwicklung, dem Materiellen am meisten fern liegt, bei der Philosophie, herausgestellt. In England sogar, welches man am entschiedensten des Abgestorbenseyns für das höhere Geistige anklagt, haben Thomas Brown's Lectures on the philosophy of the human mind von 1820 bis 1842 nicht weniger als dreizehn Auflagen erlebt (in Nord-Amerika vielleicht eben so viele). Welche Masse von philosophischen Schriften ist in Frankreich während dieser Zeit erschienen, und die ebenfalls zum Theil durch mehrere Auflagen hindurchgegangen sind! Und auch bei uns Deutschen ist, ungeachtet allerdings die Theilnahme des größeren Publikums in der letzten Zeit immer mehr abgenommen hat, doch noch immer die Anzahl der philosophischen Bücher, die uns jeder Messkatalog bringt, bedeutend genug. Also an Interesse überhaupt fehlt es nicht. Aber dasselbe ist leider in den letzten fünfzig Jahren gewissermaßen nur ein Lokal- und Zeitinteresse gewesen, weil es an philosophischen Leistungen gemangelt hat, welche sich für alle Völker und bleibend als des Interesses würdig herausgestellt hätten. Die Philosophie hat noch immer nicht aufgehört, eine Modedache zu seyn: hat, als solche, namentlich bei uns Deutschen, von Jahrzehend zu Jahrzehend gewechselt und sich auf immer engere Kreise, ja zuletzt auf Noterien zurückgezogen.

Nur sehr Wenige haben sich bei uns von Zeit zu Zeit bemüht, den abgebrochenen Verkehr mit anderen Völkern wieder anzuknüpfen. Zu diesen gehört besonders der Professor Beneke. Außerdem, daß er in seinen Schriften fortwährend, theils hinweisend und empfehlend, theils kritisch beleuchtend, auch die philosophischen Werke des Auslandes berücksichtigt, hat er namentlich in den Jahren 1831—36 Rezensionen der vorzüglichsten unter denselben in der „Allgemeinen Literatur-Zeitung“ abdrucken lassen, und später in unserem „Magazin“ wiederholt Artikel darüber mitgetheilt. Diese früheren zerstreuten Leistungen hat er nun zusammengefaßt und vervollständigt in einer Schrift, welche so eben in der hiesigen Mitterlerschen Buchhandlung unter dem Titel: „Die neue Psychologie; erläuternde Aufsätze zur zweiten Auflage meines Lehrbuches der Psychologie als Naturwissenschaft“ erschienen ist. Wie schon dieser Titel besagt, ist die Bestimmung der Schrift eigentlich von allgemeinerem Charakter. Es ist bekannt, daß die Grundlegung der Psychologie in der neueren Zeit eine durchgreifende Reform erfahren hat: indem man die Annahme, daß die Vermögen, welche in der ausgebildeten Seele in ihren Ausprägungen vorliegen (Einbildungskraft, Verstand, Urteilskraft, Wille,

Bernunft &c.), auch schon ursprünglich in der Seele vorhanden, oder ihr angeboren, seyen, als unbegründete Erschleichung erkannt und die Nothwendigkeit nachgewiesen hat, über diese hinaus und zu weit mehr elementarischen Vermögen und Entwicklungsgelezen zurückzugehen. Für die Ein- und Durchführung dieser Reform hat Beneke seit bereits fünfundsiebenzig Jahren eine ausgedehnte Thätigkeit entwickelt; und dieser reißt sich die vorliegende Schrift an: eine „Unterlage“ für das bezeichnete Lehrbuch, welche einige in diesem (wie es die Natur des Compendiums mit sich bringt) nur in den äußersten Umrissen dargestellte, besonders wichtige Gegenstände ausführlicher entwickelt. Sie soll (wie der Verf. in der Vorrede sagt) „zunächst einige Mißverständnisse heben, welche sich bei Anhängern wie bei Gegnern der neuen Psychologie so oft wiederholt haben, daß die Schuld zum Theil wenigstens in seinen früheren Darstellungen liegen mußte; sie soll denen, welche weder Gegner noch Anhänger der neuen Psychologie sind, weil sie überhaupt noch keine oder doch nur eine unvollkommene Kenntniß von ihr genommen haben, eine Anschauung von Dem geben, was dieselbe eigentlich gewollt und ausgeführt hat; sie soll endlich Alle zusammen über deren Stellung zu den vorzüglichsten einstuimmigen und entgegengesetzten Bestrebungen, der Gegenwart wie der Vergangenheit, bestimmter orientiren.“ — Demgemäß setzt der erste Aufsatz auseinander, wie die Psychologie, ungeachtet aller dagegen vorgebrachten Einwendungen, einer Behandlung nach der allgemeinen naturwissenschaftlichen Methode, die in den übrigen Naturgebieten bereits seit länger als zwei Jahrhunderten so glänzende Früchte getragen habe, nicht nur überhaupt, sondern in dem Maße fähig sey, daß sie in manchen bedeutenden Punkten den übrigen Naturwissenschaften selbst vorleuchten könne und müsse. Der zweite Aufsatz erläutert in Beziehung hierauf noch bestimmter die Natur der inneren Wahrnehmung; der dritte, im Hinblick auf neuerlich darüber erhobene Streitfragen, das Verhältniß zwischen der Psychologie des Verfassers und der Herbart'schen. Der vierte deckt dann die tieferen Grundlagen der äußeren Wahrnehmung auf; der fünfte die „Grundorganisationen der Theilnahme und der Zuneigungen zu anderen Menschen“. Im sechsten werden die verschiedenen Momente, in welchen sich das menschliche Bewußtseyn ausbildet, dargelegt und genauer begründend auseinandergelassen; im siebenten die Grundelemente des menschlichen Handelns und der ihm verwandten (geistig) produktiven Entwicklungen. Aber alles dies müssen wir, wie interessant auch manche der bezeichneten Themata seyn mögen, als der Bestimmung unseres Blattes fremd, zur Seite liegen lassen. Wir haben es hier nur mit den beiden letzten Aufsätzen zu thun, welche die Ueberschriften führen: „Ueber das Verhältniß meiner Psychologie zur sogenannten sensualistischen“ und „Wie weit stellen sich die gegenwärtigen psychologischen Arbeiten des Auslandes die Aufgabe einer naturwissenschaftlichen Behandlung der Psychologie?“

Der erste derselben beschäftigt sich mit den Leistungen von Locke, Condillac und Laromiguière. Der Verfasser widerlegt hier zunächst die Ansicht, daß die sogenannte sensualistische Construction der Psychologie schon ihrer Aufgabe nach eine oberflächliche und leichte sey. „Wenn ich (bemerkte er hierüber S. 21) die höheren Gebilde, welche mir die unmittelbare Erfahrung meines Selbstbewußtseyns darstellt (die Vernunft, das Ich, den Begriff &c.), ohne Weiteres als auch schon ursprünglich vorhanden und als Grundfaktoren der Seelenentwicklung setze, so bleibe ich bei der Oberfläche stehen. Ich gehe nicht in die Tiefe dieser Gebilde ein: denn ich mache sie ja in der Art, wie sie unmittelbar an der Oberfläche der Seele erscheinen, zu Erklärungsgrundlagen; stelle mir nicht einmal die Aufgabe, zu ihrer inneren Organisation, zu ihrem Ursprunge zurückzugehen. Behaupte ich dagegen, daß auch diese höheren Gebilde zuletzt von sinnlichen Empfindungen stammen, so behaupte ich diese letzteren als die Tiefe von jenen; ich stelle mir also die Aufgabe, in diese Tiefe einzugehen, und, da beiderlei Gebilde sehr weit in ihren Bildungsformen von einander abstehen, in eine sehr große Tiefe einzugehen.“ — Also die Aufgabe, mit welcher es diese sogenannte sensualistische Psychologie zu thun hat, ist jedenfalls eine ohne allen Vergleich tiefere; und sollte jene Systeme der Vorwurf der Seichtigkeit mit Recht treffen: so könnte derselbe wenigstens nur von Seiten der mangelhaften Ausführung seine Berechtigung erhalten. Der Verfasser zeigt nun, wie es unbillig seyn würde, Locke, welcher sich durch die Widerlegung der Lehre von den angeborenen Begriffen weit über die sonstigen Ansichten seiner Zeit erhoben, und ein nicht genug zu preisendes Verdienst erworben hat, deshalb zu tadeln, daß er nicht auch schon die Erschleichungen aufgedeckt habe, welche der Annahme von den angeborenen abstrakten Seelen-

vermögen zum Grunde liegen. Die wissenschaftlichen Vorurtheile können, wie alle anderen, nur sehr allmählig, und wenn die Zeit dafür gekommen ist, abgeworfen werden. Doch theilt der Verfasser eine Stelle des Essay concerning human understanding (book II., ch. 21, §. 16—20) mit, wo Locke allerdings der Aufdeckung jener Erschleichungen sehr nahe gekommen ist, indem er, bei Gelegenheit der Streitfrage über den freien Willen, ausdrücklich bemerkt, die Kräfte oder Vermögen seyen lediglich Attribute von Substanzen, nicht selbst Substanzen, gehörten nur dem Handelnden an, seyen nicht selbst handelnde Personen; und als das bei den psychischen Entwicklungen Wirksame habe man daher die einzelnen wirklichen Gedanken (this or that actual thought), Vorstellungen u. anzusehen. Daß er diese höchst wichtige Einsicht nicht weiter verfolgt, vielmehr durch das ganze übrige Buch hindurch die abstrakten Vermögen in der gewöhnlichen Weise auf einander Wirkungen ausüben läßt, und vermöge dessen vielleicht mehr, als irgend ein Anderer, zur Bestätigung und Festigung der bezeichneten falschen Lehre beigetragen hat, ist vorzüglich daraus abzuleiten, daß die Aufgabe, welche sich Locke für sein großes Werk gestellt hatte, der ganzen Richtung der damaligen Zeit gemäß, zunächst nicht die der Psychologie, sondern die der Metaphysik oder der Erkenntnistheorie war. „Welchen Ursprung haben die Begriffe, die wir in uns vorfinden?“, Das war die Frage, welche er beantworten wollte; und es war ihm also um den Inhalt unserer Vorstellungen zu thun, nicht um deren Formen und Formenveränderungen. — Bei Condillac stellt sich die Sache schon anders. Es ist der psychologische Standpunkt, aus welchem er Locke tadelt, daß er zwei Quellen für unsere Ideen angenommen statt Einer. „Die Reflexion oder die innere Wahrnehmung (wie es in dem *Extrait raisonné des traités des sensations* heißt) sey, ihrem Prinzip nach, wieder nur die sinnliche Empfindung selber, sey nicht sowohl Quelle der Ideen, als der Kanal, durch welchen sie von den Sinnen herbeiströmen. Diese Ungenauigkeit verbreite große Dunkelheit über sein System: er begnüge sich zu berichten, daß die Seele wahrnehme, denke, zweifle, glaube, überlege, erkenne, wolle, nachdenke; aber er werde nicht der Nothwendigkeit inne, das Prinzip und die Entstehungsweise davon zu erforschen; und so erschienen ihm alle Vermögen der Seele als angeborene Qualitäten, und er denke nicht daran, daß sie ihren Ursprung wieder in der sinnlichen Empfindung haben könnten.“ Hiermit ist Condillac gegen Locke im vollen Rechte; und hat er die Aufgabe der tieferen psychologischen Forschung, wie sie gegenwärtig gelöst worden ist, den äußersten Umrissen nach richtig angegeben. Aber der Lösung derselben durch Condillac selbst stellen sich theils die Unvollkommenheit der damaligen Vorarbeiten, theils Condillac's eigene Individualität entgegen, die mit der Verfolgung einer so verwickelten und tiefen Aufgabe im vollsten Gegensatz stand. „Die bekannte Auseinandersetzung über das allmähliche Erwachen der einzelnen Sinne an einer Statue abgerechnet, findet sich in keiner Schrift Condillac's eine zusammenhängende Untersuchung; nichts als abgerissene Ideen, geistreiche *Aperçus*, beständige Sprünge, kühne Behauptungen, die oft das Richtige treffen, aber noch weit öfter falsch sind. Alles ist ihm leicht, ist mit Einem Schlage abgemacht.“ Dies weist dann der Verfasser ausführlicher aus Condillac's Schriften nach. — *Laromiguière* endlich (von dessen zuerst 1815 herausgekommenen *Leçons de philosophie ou essai sur les facultés de l'ame* vor kurzem bereits die sechste Auflage erschienen ist) will bekanntlich Condillac vorzüglich darin verbessern, daß er die Seele nicht bloß mit einer Fähigkeit zu empfinden, sondern außerdem mit einer eigenthümlichen, ihrer Natur imwohnenden Kraft der Thätigkeit (*activité*) ausgestattet annimmt. Sie sey eine Kraft, welche sich selbst bewege, d. h. sich selbst modifizire. Hierdurch allein werde es möglich, daß aus den Empfindungen die verschiedenen geistigen Produkte hervorgehen könnten: zuerst die Aufmerksamkeit, darauf die Vergleichung, dann das Raisonnement; und auf der Seite des Willens: das Begehren (*désir*), das Vorziehen (*préférence*) und die Freiheit (*liberté*). Für alle diese sechs Klassen der Thätigkeit (welchen er eben so viele Vermögen zum Grunde legt) sey die der Aufmerksamkeit die Grundthätigkeit; weshalb er auch die gesammte Geistesentwicklung, im Gegensatz mit Condillac's *sensation transformée*, als *attention transformée* oder *modifiée*, als *différentes manières d'être attentifs* bezeichnet. Allerdings nun ist diese Hervorhebung der bei allen unseren Seelenentwicklungen zum Grunde liegenden Selbstthätigkeit als eine Verbesserung der Condillac'schen Lehre anzusehen; und dieselbe hätte, nach einer tiefer greifenden, naturwissenschaftlichen Methode weiter verfolgt, zu höchst bedeutenden Aufklärungen führen können. Aber *Laromiguière* hat von der Selbstthätigkeit der Seele eine so durchaus unbestimmte, schwankende, nebelhafte Vorstellung, daß er, wenn man Alles zusammennimmt, im Verhältnis zu Condillac wenig mehr als ein anderes Wort gegeben hat. Auch bei ihm werden als die tiefsten Grundlagen für die Thätigkeit die Interessen, Vergnügen und Schmerz, namhaft gemacht; und dabei die Selbstthätigkeit, welche sich bei der Vorstellungsbildung und der intellektuellen Entwicklung äußert, fortwährend zusammengeworfen mit der äußeren Thätigkeit (der Bewegung der leiblichen Organe), und beide wieder mit dem Willen u. Ueberdies hat die Aufmerksamkeit, welche er zur geistigen Grundkraft macht, schon eine Bildungsform von sehr abgeleitetem Charakter; und in der weiteren Ausführung finden wir nirgend Prädikate, die ein eigentliches Geschehen, wie es für die Seele passiv, einen Naturerfolg in derselben ausdrücken, sondern statt dessen lediglich Bilder, Gleichnisse, welche in der gewöhnlichen Weise die Vermögen als handelnde Personen ihren Roman abspielen lassen; so daß also auch sein Werk im Ganzen wenig oder nichts zur Lösung der in dieser Beziehung vorliegenden Aufgabe beigetragen hat.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Der spanische Hof im Jahre 1800.

(Aus Thiers' Geschichte des Konsulats.)

(Schluß.)

Nur der Minister Arquijo, der Nachfolger und natürliche Feind des Friedensfürsten, ein bizarrer Charakter, der den General Bonaparte nicht sonderlich liebte, leistete einigen Widerstand. Arquijo war von niederer Herkunft, besaß etwas Energie, hatte sich durch einige in der Verwaltung des Königreichs versuchte unbedeutende Reformen die Feindschaft der Geistlichkeit und des Hofes zugezogen und reizte auf eine für einen Spanier seiner Zeit befremdliche Weise zu revolutionären Ideen. Er stand mit vielen französischen Demagogen in Verbindung und theilte bis auf einen gewissen Grad ihre Abneigung gegen den ersten Consul. Er hatte das Verdienst, die schreiendsten Mißbräuche abstellen zu wollen; er versuchte z. B. die Einkünfte der Geistlichen und die Gerichtsbarkeit der Agenten des römischen Hofes zu beschränken und hatte sich deshalb an den heiligen Stuhl gewendet; aber indem er diesen Versuch machte, setzte er sich großen Gefahren aus. Denn da ihm bereits der Friedensfürst entgegenarbeitete, war er verloren, wenn sich der römische Einfluß mit dem des Palastes verband, um ihn zu stürzen. Da er jedoch die Neigung des Königs und der Königin kannte, vermochten ihn einige Aufmerksamkeiten von Seiten Alquier's, endlich auch sich zur Bewunderung Bonaparte's zu bekehren, welchen zu bewundern damals nicht nur natürlich, sondern auch Mode war.

Die Neigung des Königs wuchs mächtig. Als er die dem Friedensfürsten übersendeten Waffen gesehen hatte, äußerte er den Wunsch, ähnliche zu besitzen. Man beeilte sich, einige Prachstücke anzufertigen, und er empfing sie mit wahrer Freude. Die Königin wünschte ebenfalls Schmuckstücken, und Madame Bonaparte, deren Geschmack berühmt war, schickte ihr das Ausgesuchteste und Eleganteste, was Paris in dieser Gattung besaß. Karl IV., nobel wie ein Castilier, wollte nicht zurückbleiben und sorgte für eine königliche Erwiderung. Da er wußte, daß dem ersten Consul Pferde angenehm seyn würden, beraubte er die Stutereien von Aranjuez, Medina-Celi und Altamira ihrer schönsten Bewohner, um erst sechs, dann zwölf, dann sechszehn Pferde, die schönsten der Halbinsel, auszuwählen. Man weiß nicht, wie weit er gegangen seyn würde, wenn man seinem Eifer nicht Einhalt gethan hätte. Zwei Monate brauchte er, um sie selbst auszuwählen, und Niemand hätte dies Geschäft besser besorgen können, denn er war ein vortrefflicher Kenner. Er stellte überdies ein zahlreiches Personal zusammen, um sie nach Frankreich zu führen, und bestimmte dazu seine besten Stallknechte, ließ ihnen prächtige Livreen machen und bat sich bei all diesem Pompe nur eine Bedingung aus, daß man nämlich seinen Stallknechten während der Reise in Frankreich jeden Sonntag sollte eine Messe lesen lassen. Man versprach ihm die Erfüllung seines Wunsches, und seine Freude, dem ersten Consul ein schönes Geschenk zu machen, war nun ohne Gränzen. So sehr er Frankreich liebte, glaubte dieser vortreffliche Fürst doch, daß man daselbst durch einen Aufenthalt von wenigen Tagen Gefahr laufe, die Religion seiner Väter zu verlieren.

Das Aufsehen, was diese Demonstrationen erregten, war dem ersten Consul sehr gelegen. Es war ihm lieb und erschien ihm nützlich, daß er Europa und selbst Frankreich zeigen konnte, wie die Nachfolger Karl's des Fünften, die Abkömmlinge Ludwig's XIV., sich durch ihre persönlichen Beziehungen zu ihm geehrt fühlten. Aber er suchte verlässigere Vortheile in seinen diplomatischen Beziehungen und strebte nach einem ernstern Ziele.

Der König und die Königin von Spanien liebten eines ihrer Kinder, die an den Erbprinzen von Parma verheiratete Infantin Maria Luise, mit Leidenschaft. Die Königin war die Schwester des regierenden Herzogs von Parma und hatte ihre Tochter mit ihrem Neffen verbunden und auf diesen beiden Häuptern ihre zärtlichsten Reigungen vereinigt, denn sie war dem Hause, von dem sie stammte, mit außerordentlicher Liebe zugethan. Sie wünschte für dieses Haus eine Vergrößerung in Italien; und da Italien von dem Sieger von Marengo abhing, so hatte sie alle Hoffnung, ihre Wünsche erfüllt zu sehen, auf ihn gesetzt. Der erste Consul, von dem geheimes Verlangen der Königin benachrichtigt, beeilte sich, dieses Mittel zur Erreichung seiner Absichten wahrzunehmen, und schickte seinen getreuen Berthier nach Madrid, um die dargebotene Gelegenheit zu benutzen. Dies war seine erste Wahl, als er von Marengo zurückkehrte. Nach Berlin und Wien hatte er Adjutanten abgefertigt, für den spanischen Hof wollte er mehr thun, er wollte den Mann dahin senden, der den größten Antheil an seinem Ruhme hatte, denn Berthier war damals der Parmenio des neuen Alexander's.

Gerade zu derselben Zeit, als der erste Consul mit St. Julien die Friedenspräliminarien unterhandelte, als er das leicht erregliche Herz Paul's I. besaß, als er im Norden den Streit über die Neutralität anschärfte, sandte er in größter Eile den General Berthier nach Madrid. Dieser reiste gegen Ende August ab, zwar ohne offiziellen Titel, aber mit der Gewißheit, schon durch seine Gegenwart allein und durch geheime Vollmachten zu Unterhandlungen über die wichtigsten Gegenstände eine große Wirkung hervorzubringen.

Seine Reise vereinigte mehrere Zwecke. Der erste war, die hauptsächlichsten Häfen der Halbinsel zu bereisen, ihren Zustand, ihre Hülfsmittel zu untersuchen und durch Geldspenden Expeditionen nach Malta und Aegypten zu betreiben. Berthier entledigte sich dieses Geschäftes rasch und eilte dann nach Madrid, um seinen hauptsächlichsten Auftrag zu erfüllen. Der erste Consul wollte nämlich dem Hause Parma eine Gebietsvergrößerung zugesichern, er war selbst geneigt, dieser Vergrößerung einen neuen Titel, die Königswürde, hinzuzufügen,

was die Königin aufs höchste beglückt haben würde; aber er verlangte für seine Freigebigkeit zweierlei: erstlich die Wiederabtretung Louisiana an Frankreich, zweitens eine ernstliche Drohung am portugiesischen Hofe, um ihn zum Frieden mit der Republik und zum Bruche mit England zu bewegen.

Der erste Konsul stellte diese Bedingungen aus folgenden Gründen. Seit Kleeber's Tode begann er um die Erhaltung Aegyptens besorgt zu werden, und er theilte mit allen Leuten seiner Zeit die Sucht nach entfernten Besitzungen. Die Eifersucht Frankreichs und Englands, welche um nichts Anderes als Ost- und Westindien seit einem Jahrhunderte kämpften, hatte die Leidenschaft, Kolonien zu besitzen, bis auf den höchsten Punkt gesteigert. Sollte uns Aegypten entzogen werden, so wollte der erste Konsul doch etwas für die koloniale Größe Frankreichs gethan haben. Er überschaute die Landkarte und sah eine prächtige, zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten gelegene Provinz, welche früher Frankreich gehört hatte, aber in einer Zeit der Ruthlosigkeit durch Ludwig XV. an Karl III. abgetreten worden war und in den machtlosen Händen der Spanier von den Engländern und Amerikanern stark bedroht wurde; welche für die Spanier, die eine Hälfte des amerikanischen Festlandes besaßen, geringen Werth hatte, einen sehr großen dagegen für die Franzosen, die in jener Gegend von Amerika nichts besaßen; welche sehr fruchtbringend werden konnte, wenn die Thätigkeit der Franzosen sich speziell auf ihr Gebiet beschränkte: diese Provinz war Louisiana. Wenn Aegypten verloren ging und uns mithin keine Entschädigung für St. Domingo mehr gewährte, so hoffte der erste Konsul, diese in Louisiana zu finden.

Er verlangte es also förmlich von Spanien als Preis für ein Gebiet in Italien. Er forderte ferner, daß man ihm einen Theil der auf der Rbede von Brest blokirten spanischen Schiffe überlasse. In Beziehung auf Portugal wünschte er die geographische Lage Spaniens und die Verwandtschaft der beiden regierenden Häuser der Halbinsel zu benutzen, um es der Verbindung mit England abwendig zu machen. Der Gouverneur von Portugal, der Prinz von Brasilien, war in der That Schwiegersohn des Königs und der Königin von Spanien. Man hatte also in Madrid außer der Gewalt der Nachbarschaft noch den Familieneinfluß und konnte dies doppelte Mittel wohl benutzen, um die Engländer von diesem Theile des Kontinentes zu vertreiben. Da auch die Küsten Preußens, Dänemarks, Russlands und Schwedens im Begriff standen, sich ihnen zu verschließen, da auch Neapel von Frankreich genöthigt werden konnte, ihnen keine Häfen zu verbieten, so mußten sich die Engländer, wenn der gegen Portugal beabsichtigte Plan gelang, bald vom ganzen Kontinente abgeschnitten sehen.

Dies waren die Bedingungen, welche Berthier in Madrid vorlegen sollte. Er wurde von dem Könige, der Königin, dem Friedensfürsten und von allen Granden Spaniens, welche neugierig waren, den Mann zu sehen, dessen Name in der Geschichte der gleichzeitigen Kriege stets neben dem Bonaparte's glänzte, vortreflich aufgenommen. Die Bedingungen Frankreichs schienen zwar hart, doch konnten sie keinen ernstlichen Widerstand finden. Nur der Minister Arquijs schien aus Furcht vor den Eindrücken, den diese Angelegenisse auf die Spanier hervorbringen könnten, sich etwas stärker zu widersetzen als der Hof. Man machte, um ihn zu beschwichtigen, Gründe geltend, die ohne Zweifel gut waren. Man sagte ihm, daß große Landstriche an den noch unbewohnten Ufern des Mississippi erforderlich seyen, um ein Aequivalent für die kleinsten Besitzungen in Italien zu bieten; daß die Spanier im Mexikanischen Meerbusen gegen die Engländer und die Amerikaner solche Verbündete brauchten, wie die Franzosen; daß, wenn Louisiana für Frankreich nach dem Verluste aller seiner Kolonien einen großen Werth habe, es doch für Spanien bei seinen so ausgedehnten Besitzungen in der neuen Welt unbedeutend sey; daß eine Vergrößerung des Einflusses in Italien für Spanien weit wichtiger sey, als ein entferntes Gebiet, das noch dazu in einer Gegend liege, wo man es in seiner ganzen Ausdehnung weder ausbeuten noch verteidigen könne; daß es endlich eine alte französische, durch die Schwäche Ludwig's XV. aufgegeben Besingung sey, welche selbst Karl III. in seiner weltbekannten Loyalität anfangs ausgeschlagen habe, so wohl habe er eingesehen, wie wenig es ihm zukomme. Diese Gründe waren vortreflich, und gewiß gab Spanien unter diesen Verhältnissen nicht mehr, als es empfing. Noch mehr aber als die besten Argumente wirkte auf Arquijs die Furcht, Frankreich zu beleidigen und einen Plan scheitern zu machen, an dem sein Hof mit einer Art von Leidenschaft hing.

Man einigte sich also zu einem vorläufigen Vertrage, nach welchem der erste Konsul versprach, dem Herzog von Parma einen Zuwachs von ungefähr 1,200,000 Seelen in Italien zu bewirken und ihm überdies den Königstitel und die Anerkennung desselben beim allgemeinen Frieden von Seiten aller europäischen Souveraine zu verschaffen. Spanien dagegen sollte, sobald ein Theil dieser Bedingungen erfüllt seyn würde, Louisiana an Frankreich zurückgeben, mit den Grenzen, die es hatte, als es von Ludwig XV. an Karl III. abgetreten wurde, und überdies sechs vollständig ausgerüstete und bewaffnete Linienfahrer überliefern. Dieser von Berthier zu Madrid unterzeichnete Vertrag erfüllte die Königin mit der lebhaftesten Freude und steigerte den Enthusiasmus des spanischen Hofes für den ersten Konsul bis zum Gipfel.

Die letzte Bedingung, Portugal zum Bruche mit England zu treiben, war leicht, denn sie entsprach den Absichten Spaniens eben so sehr als denen Frankreichs. Spanien mußte in der That eben so sehr als Frankreich den Wunsch hegen, England seiner Verbündeten zu berauben und es vom Kontinente auszuschließen. Der erste Konsul that hier weiter nichts, als daß er es aus seiner unverzeihlichen Schläfrigkeit aufrüttelte und es drängte, sich eines Einflusses zu bedienen, von dem es schon längst hätte Gebrauch machen sollen. Er dehnte in Beziehung hierauf seine Pläne noch etwas weiter aus; er schlug

nämlich Karl IV. vor, wenn der Hof von Lissabon der an ihn gerichteten Ermahnung nicht sogleich Folge leiste, ein Heer über die portugiesische Gränze gehen zu lassen, sich einer oder mehrerer Provinzen zu bemächtigen und sie als Pfand zu behalten, damit England später, um die Staaten seines Verbündeten zu retten, genöthigt werde, die eroberten spanischen Kolonien wieder herauszugeben. Für den Fall, daß Karl IV. sich zu dieser Unternehmung nicht stark genug glaube, bot er ihm eine französische Division zur Unterstützung an. Der gute König verlangte nicht so viel. Der Prinz von Brasilien war sein Schwiegersohn; er wollte ihm also keine Provinzen entreißen, wäre es auch nur, um als Pfand für die Rückgabe spanischer Provinzen zu dienen. Aber er richtete die dringendsten Ermahnungen an ihn und drohte selbst mit Krieg, wenn sein Rath ungehört bliebe. Der Hof von Lissabon versprach sogleich, einen Bevollmächtigten nach Madrid zu schicken, um mit dem französischen Gesandten zu unterhandeln.

Berthier kehrte vom spanischen Hofe mit Ehrenbezeugungen überhäuft nach Paris zurück und konnte dem ersten Konsul versichern, daß er am Hofe von Madrid auf vollkommen ergebene Herzen zählen dürfe. Die prächtigen von Karl IV. geschenkten Pferde kamen ungefähr um dieselbe Zeit an und wurden dem ersten Konsul auf dem Carousselplatze bei einer der großen Revüen vorgestellt, in denen er den Parisern und den Fremden die Soldaten zu zeigen liebte, welche Europa besiegt hatten. Eine zahllose Menge von Neugierigen lief, diese schönen Pferde und die gepußten Reitknechte anzusehen, welche an die alten königlichen Aufzüge erinnerten und die Achtung und die zuvorkommende Aufmerksamkeit der ältesten Höfe Europa's gegen das neue Oberhaupt der französischen Republik bewiesen.

Am 9. Februar 1801 unterzeichneten Joseph Bonaparte und Cobenzl den Frieden zu Lunéville, durch welchen der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich beendigt und die Verhältnisse Oberitaliens geregelt wurden. Der Erbprinz von Parma erhielt in diesem Frieden das Großherzogthum Toskana als Königreich Partrien; der Großherzog sollte in Deutschland entschädigt werden. Der spanische Hof war über diese Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches höchst erfreut und zeigte sich dem ersten Konsul und seinen Plänen täglich mehr ergeben. Ein vorhergesehenes Ereigniß, der Fall Arquijs's, statt das Einverständnis zu schwächen, knüpfte es nur um so fester. Man hatte das anfangs nicht glauben wollen, denn Arquijs war in Spanien eine Art von Revolutionair, so daß Frankreich von ihm ein weit bereitwilligeres Entgegenkommen hoffen durfte, als von jedem Anderen. Der Erfolg bewies aber, daß die Voraussetzung falsch gewesen war. Arquijs hatte nur kurze Zeit regiert. In der Absicht, gewisse Mißbräuche zu verbessern, hatte er Karl IV. einen eigenhändigen Brief, der eine Reihe von Vorschlägen zur Reform der spanischen Geistlichkeit enthielt, an den Papst schreiben lassen. Der Papst aber hatte sich in seinem Schreck, daß der reformatorische Geist selbst in Spanien eindringen wollte, an den alten Herzog von Parma, den Bruder der Königin, gewendet, sich über Arquijs beklagt und ihn als schlechten Katholiken abgemalt. Es bedurfte nichts weiter, um Arquijs in den Augen des Königs zu vernichten. Der Friedensfürst, Arquijs's erklärter Feind, benutzte die Gelegenheit, um während einer Reise des Hofes den letzten Streich zu führen. In Folge dieser vereinten Bemühungen wurde Arquijs mit einer unerhörten Rohheit abgesetzt. Man verhaftete ihn in seiner Wohnung und schaffte ihn wie einen Staatsverbrecher aus Madrid. Herr von Cevallos, ein Verwandter und eine Kreatur des Friedensfürsten, wurde zu seinem Nachfolger ernannt. Seit diesem Augenblick war der Friedensfürst wieder der wirkliche erste Minister des spanischen Hofes. Da er zuweilen eine gewisse Opposition gegen die enge Verbindung mit Frankreich gezeigt hatte, wahrscheinlich um eine Gelegenheit zum Tadel über das spanische Ministerium zu haben, so fürchtete man, daß dieser Ministerwechsel den Plänen des ersten Konsuls schädlich werden könne. Aber Lucian Bonaparte, der kurz zuvor in Madrid angekommen war und die Lage der Dinge richtig beurtheilte, vernachlässigte den Herrn von Cevallos und setzte sich geradezu mit dem Friedensfürsten in Beziehung. Er machte ihm bemerklich, daß man in Paris eigentlich ihn als den wirklichen Minister Karl's IV. ansehe, daß man sich wegen aller Schwierigkeiten, auf welche die französische Politik in Spanien stoßen werde, an ihn halten wolle, daß man in Beziehung auf ihn Freund oder Feind seyn werde, je nach seinem Benehmen. Da sich der Friedensfürst vielfachen Haß und namentlich den des wahrscheinlichen Thronerben zugezogen hatte, welcher wegen des Druckes, unter dem er leben mußte, aufs heftigste erbittert war, da er sich ferner verloren sah, wenn der König und die Königin sterben sollten, so betrachtete er die Freundschaft Bonaparte's als sehr kostbar und bereifte sich, sie zu gewinnen. Von diesem Tage ab wurden die Geschäfte geradezu zwischen dem Friedensfürsten und Lucian verhandelt. Arquijs hatte sich zu schwach gefühlt, um die portugiesische Frage zu lösen, und eine runde Erklärung über dieselbe immer hinausgeschoben. Er hatte tausend Versprechungen gegeben, ohne jemals zu handeln. Der Friedensfürst grüßte in seinen Unterhandlungen mit Lucian, daß man bisher nichts habe thun wollen, und daß Arquijs absichtlich mit schönen Worten gespielt habe, er versicherte aber, daß er für seine Person bereit sey, sich mit dem ersten Konsul über eine durchgreifende Maßregel gegen Portugal zu verständigen, vorausgesetzt, daß man sich zuvor über gewisse Punkte einigte. Er verlangte zuerst ein französisches Hülfsheer von fünf- und zwanzigtausend Mann, denn Spanien sey außer Stande, mehr als zwanzigtausend aufzubringen; so sehr war dies schöne Land gesunken. Die Gegenwart einer französischen Macht könne den König und die Königin besorgt machen; sie müsse mithin, um Beide zu beruhigen, unter den Befehl eines spanischen Generals gestellt werden. Dieser General wolle er, der Friedensfürst, selbst seyn. Endlich sollten die zu erobernden portugiesischen Provinzen bis zum allgemeinen Frieden als Pfand in den Hän-

den des Königs von Spanien bleiben; bis dahin wolle man die portugiesischen Häfen den Engländern schließen.

Diese Vorschläge wurden vom ersten Konsul eiligst gebilligt und zurückgesendet, um die Bestätigung Karls IV. zu erhalten. Da dieser Fürst von der Königin und diese wiederum vom Friedensfürsten beherrscht war, so willigte er in den Krieg gegen seinen Schwiegersohn, jedoch unter der Bedingung, daß man ihm nichts von seinem Lande entreiße und ihn nur zum Bruch mit England und zur Verbindung mit Spanien und Frankreich verpflichte. Diese Ansichten stimmten nicht ganz zu den Plänen des Friedensfürsten, welcher, wie man in Madrid behauptete, sich ein Fürstenthum in Portugal zu sichern wünschte. Indes mußte er nachgeben und erhielt die Bestätigung als kommandirender General. Der Hof von Lissabon wurde aufgefordert, sich binnen vierzehn Tagen zu erklären und zwischen England und Spanien zu wählen. Unterdes begann man auf beiden Seiten der Pyrenäen die Rüstungen. Der Friedensfürst, als Generalissimus der spanischen und französischen Truppen, nahm dem Könige sogar seine eigenen Gardes, um eine Armee zusammenzubringen. Er ergötzte den Hof mit Reuen und kriegerischen Festen und überließ sich den schmeichelhaftesten Träumen baldigen Feldherrnruhmens. Der erste Konsul beehrte sich, einen Theil der nach Frankreich zurückkehrenden Truppen nach Spanien zu senden. Er bildete eine wohlbewaffnete und gut ausgerüstete Division von 25,000 Mann. Der General Leclerc befehligte den Vortrab; der General Gouvion-Saint-Eyr, den Bonaparte mit Recht für einen seiner fähigsten Generale hielt, sollte das ganze Armeecorps kommandiren und der vollkommenen Unfähigkeit des Fürsten Generalissimus zu Hülfe kommen.

Das geschah im März 1801.

Den weiteren Verlauf der Erzählung von den Erfolgen dieses Feldzuges, dem schnellen Frieden zu Badajoz (6. Juni 1801), in welchem Portugal das Gebiet von Olivenza an Spanien abtrat, und von dem kläglichen Schicksale des spanischen Königshauses erwarten wir in den folgenden Bänden des *Thiers'schen* Werkes.

Rußland.

Der Buran in den Steppen der Kirgis-Kaisaken.*)

... Du wünschst eine Beschreibung der Phänomene der Steppe. Ich habe einen Steppenturm ausgehalten, mitten in der asiatischen Steppe; ich sende Dir daher zuvörderst eine genaue Beschreibung desselben.

Durch die Stürme, die man in unseren Gegenden erlebt, selbst durch die Wasserhose, kann man nur einen schwachen Begriff davon erhalten, was man in der Steppe „Buran“ nennt. Den Namen hat die russische Sprache von den herumziehenden Völkern der Steppe aufgenommen; er bezeichnet den Sturmwind, der im Sommer den Staub, im Winter den Schnee der Steppe aufwirbelt. Der Buran unterscheidet sich von unserm Schneetreiben und Schneegestöber dadurch, daß dieses in der oberen Atmosphäre sich bildet, der Buran der Steppe aber vornehmlich von der Oberfläche der Erde sich erhebt. Doch giebt es auch Burane, die oben in der Luft beginnen, und der Anwohner der Steppe unterscheidet obere und untere Burane. Sobald beide zugleich losbrechen und mit einander sich verbinden, so erzeugt ihre Wuth jenes Chaos der Natur, bei welchem Menschen und Thiere von Entsetzen ergriffen werden. Es wird zuweilen so heftig, daß es die Zelte der Kirgisen und ganze Wohnplätze zudeckt und den Karawanen, welche es mitten in der Steppe antrifft, den gänzlichen Untergang bereitet.

Der Buran beginnt damit, daß ein Windzug über die Schnee-Ebene weht. Ihn erkennen die Führer bald. Die Schneeförmchen ballen sich anfangs noch nicht, silberne Streifen erheben sich von der Ebene; diese steigen immer häufiger auf, der Wind fängt an zu sausen und zu heulen, die Luft erglänzt mehr und mehr von Krystallen des Schnees, endlich wird alles dies eine dunkle dichte Masse, die in einer Richtung fortgetrieben wird, bis sie, wo sie Widerstand findet, vom Wirbelwinde erfaßt, im Kreise sich dreht oder von den erhabenen Stellen der Steppe abprallt.

Hat sich der Buran einmal erhoben, so ruht er erst nach einem halben Tage, dauert aber höchstens nur einen Tag, selten zwei oder drei. Es geschieht auch, daß ein gelinder Buran mehrmals an einem Tage sich erhebt und wieder aufhört. Dann tritt aber selten beständiges gutes Wetter ein. Früh am Tage und Abends beruhigt er sich gewöhnlich, gegen Mittag wird er heftiger und nach Mitternacht hört er ganz auf. Auch beginnt er plötzlich bei sonnenhellem Wetter; dann bedeckt sich die Sonne sogleich mit undurchsichtigen Massen. Im Allgemeinen sind die Burane bei dem Wechsel der Jahreszeiten am häufigsten; der Winter und Herbst beginnt oft mit Buranen. Im Osten der Steppe blasen die Burane, sobald das Thermometer sich bis 8 oder 10° Reaumur erhebt. Bei höheren Temperaturen sind sie seltener, aber auch desto gefährlicher. Gewöhnlich entstehen sie bei Thauwetter, oder wenn Frost eintreten soll, und bei hellem Wetter, wenn in der höheren Atmosphäre kein Schnee sich befindet. Daher folgert der Naturforscher, Professor

Evermann aus Kasan, der hier unlängst Untersuchungen über den Buran angestellt hat, daß derselbe eine Folge der gefrorenen und in Schnee verwandelten Dünste sey, die während des Thauwetters in der Atmosphäre ruhen. Der Südostwind bringt kühle Burane, der Südwestwind warme, so daß der Schnee an der Kleidung hängen bleibt.

Der Buran ist für die asiatische Steppe, was der Samum für die afrikanische Wüste. Bei der Annäherung des Buran ergreift ein allgemeiner Schrecken die Karawane. Weder Menschen noch Thiere vermögen sich dann in die Verthiligkeit zu finden, der Orientirungs-Instinkt verliert sich. Oft geschieht es, daß ein Mensch, indem er aus einem Hause ins andere sich begeben will, in die Steppe geräth und umkommt. An einem solchen Tage bleibt daher Alles zu Hause. Der erfahrene Führer nützt nichts, jede Spur geht verloren, die Pferde drehen sich an einer und derselben Stelle herum, und der Reisende gelangt nach einigen Versuchen, weiter zu kommen, wieder an seine frühere Stelle. Das Vieh stellt sich, sobald es den Buran spürt, ihm mit der breiten Seite entgegen; wird er heftiger, so läuft es ganze Werste mit dem Binde fort und stürzt in Abgründe und Schluchten. Im Jahre 1816 erlitten die Kirgis-Kaisaken der inneren oder der Bukijewer-Horde großen Schaden, als sie ihre Heerden in die südliche asirachanische Steppe getrieben hatten. Noch größeren Schaden richtete der Buran im Jahre 1827 an, da von ihm ganze Heerden aus der südlichen Steppe in die Saratower Steppe nach Norden getrieben wurden. Damals kamen 10,500 Kameele, 280,000 Pferde, 13,000 Rinder und an eine Million Schafe um, wodurch ein Schaden von 13 Millionen Rubel Rfl. entstand.

Wie vor dem Samum, so kann sich der Reisende auch vor dem Buran nur dadurch retten, daß er anhält und sich auf die Erde legt. So machen es die Kirgis-Kaisaken; Manchem gelang es schon, zwei bis drei Tage so zuzubringen. Wer seine Reise weiter fortsetzt, kommt gewöhnlich um und erstickt.

Zuweilen bilden sich im Sommer Burane aus Sand. Sie beginnen um Mittag, dauern nicht lange, erheben sich plötzlich und hören, ohne großen Schaden anzurichten, wieder auf. Dann wird das Athmen und Sehen schwer. Der Sand wird zu ungeheurer Höhe getrieben, er dreht sich in dichten Knäueln herum und verschließt Auge und Mund. Die Sonne erhält, wie bei einer Sonnenfinsterniß, eine blutrothe Farbe. Hängt der Buran gegen Abend an sich zu beruhigen, so ragen Städte und Dörfer aus dichten Staubwolken hervor. Ein eigenthümlicher Anblick!

So viel für diesmal von dem Buran.

Mannigfaltiges.

— Französische Orthographie. Von seinen *Remarques sur la langue Française*, die ihm vor einiger Zeit so manche, auch in diesen Blättern zur Sprache gekommene persönliche Angriffe zugezogen, hat Herr Paul Ackermann bald nach einander das dritte und das fünfte Heft erscheinen lassen, von denen das letztere die Vorrede zum Ganzen enthält, während das noch fehlende vierte Heft demnächst folgen soll. Die gedachte Vorrede selbst ist auch unter dem Titel „Untersuchung über die wahren Grundsätze der Rechtschreibung“ (*Recherche des vrais principes de l'orthographe*) besonders ausgegeben worden, worin der Verfasser über die Angemessenheit, ja über die Nothwendigkeit spricht, die bisherige Schreibung des Französischen einer Reform zu unterwerfen, und worin er die allgemeinen Regeln entwickelt, nach welchen dabei zu Werke gegangen werden muß. Um ähnlichen Entstellungen vorzubeugen, wie er ihnen bisher ausgesetzt gewesen, hat Herr Ackermann inzwischen für nöthig gehalten, in einem vorgebrachten „Avertissement“ zu sagen, daß die hier gemachten Vorschläge lediglich an französische Literaturfreunde gerichtet, nicht aber so gemeint seyen, daß sie von Ausländern bei ihrer Schreibung des Französischen befolgt werden sollen. „Demgemäß“, fügt er hinzu, „erkläre ich auch jede Schrift und jedes Wort für lügenhaft und verkennerisch, durch welche man die Meinung verbreiten will, daß ich bei meinem Unterrichte oder bei der Korrektur der neuen Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen die hier besprochenen Neuerungen zur Anwendung bringe.“ In einer Anmerkung auf S. XLIV. seiner Schrift kommt Herr Ackermann auch noch näher auf die Angriffe zurück, die man gegen ihn unternommen. Wir glauben, darauf verweisen zu müssen, weil diese Zeitungs-Angriffe zugleich unser „Magazin“ treffen sollten, wir es jedoch nicht der Mühe werth gehalten, in Sachen der französischen Sprache auf einen Zeitungs-Artikel zu antworten, dessen Verfasser die berühmte école des Chartes mit einer école à Chartres verwechseln kann. Auf das Werk des Herrn Ackermann werden wir, sobald dasselbe vollständig vor uns liegen wird, in einer besonderen Anzeige zurückkommen.

*) Nach einem in dem polnischen Petersburger „Tygodnik“ erschienenen und aus Orenburg datirten Briefe des Dr. med. Alphons Jagmin, von dem eine Beschreibung der Steppe mit Rücksicht auf Medizin, Botanik und Geologie erwartet wird.